ACHT JAHRE IN SOWJETZONALEN ZUCHTHÄUSERN

HANNELORE KLEINE

HANNELORE KLEINE

Acht Jahre

in sowjetzonalen Zuchthäusern

Herausgegeben von der FREISOZIALEN UNION (FSU), [redacted]
Druck Paul Volckmann, Hamburg-Berne, 2 Hamburg 6, Feldstraße 46

Heimat und Jugend

Am 12. 5. 1959 wurde ich im Alter von 19 Jahren von Angehörigen des sowjetischen NKWD in Berlin verhaftet.

Ich stamme aus der SBZ und wohnte in einer Kleinstadt zwischen Leipzig und Reichenbach.

Dort verlebte ich meine glückliche Kindheit. Der Krieg ging an unserem Ort fast spurlos vorbei. Damals war ich 15 Jahre alt.

Eine höhere Schule konnte ich nicht weiter besuchen, weil nach Kriegsende alle Schulen geschlossen waren und erst später wieder geöffnet wurden. Bis zum Zusammenbruch hatte ich die Handelsschule besucht — es war nur ein Jahr. In der sogenannten Hungerzeit mußte auch ich Geld verdienen, denn meine Eltern waren auch nur einfache Arbeiter gewesen, die sich keine Reichtümer erwerben konnten. Schon von Kindheit an spürte ich, welch eine unheimliche Zaubermacht das Geld ist, als ich feststellen mußte, daß mein Vater arbeitslos war und meine Mutter jeden Groschen 3mal umdrehte, bevor sie ihn ausgab.

Manchmal hörte ich in Unterhaltungen der Erwachsenen, daß da die Rede von Währungsfragen war. Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete. Auf meine Fragen wurde mir gesagt: „Davon verstehst Du nichts, Du bist dazu noch zu klein."

Erste Begegnung mit Silvio Gesell

Als ich älter wurde, aus der Schule gekommen war und in der Fabrik arbeiten mußte, beschäftigte ich mich immer wieder mit Dingen, die sonst 15jährige überhaupt nicht interessieren. Von Kindheit an hatte ich schon viel gelesen, und ich war immer auf Suche nach spannender Lektüre. Über die üblichen Jungmädchenbücher war ich hinausgewachsen, ich suchte in den Büchern meines Vaters herum, und da fand ich eines Tages ein Buch mit dem Titel „Die natürliche Wirtschaftsordnung". Ich hatte keine Ahnung, daß ich damit den Schlüssel zu den geheimnisvollen Problemen in den Händen hielt, mit denen sich die Erwachsenen beschäftigten. Ich las darin, aber es war mir noch nicht verständlich genug. Eine kleine Schrift öffnete mir die verschlossene Tür, sie lautete: „Sozialismus in Freiheit".

Nun wandte ich mich an meinen Vater. Er versuchte mir das zu erklären, und da begriff ich auch die Zusammenhänge, sowie die Rolle, die unser Geld in der Wirtschaft spielt.

Aber ich war damals noch nicht alt genug, um alles so in mich aufzunehmen, und ich beschäftigte mich mit anderen Dingen, nämlich ich wurde in die Jugendorganisation aufgenommen und zu „Schulungskursen" geschickt.

FDJ-Funktionärin

Man ernannte mich zur Leiterin der FDJ-Betriebsgruppe meiner Firma. Bald wurde die SED auf mich aufmerksam und zog mich zur Mitarbeit heran. Mein Vater sagte zu mir: „Lerne nur alles richtig kennen, dann wirst Du auch begreifen, daß unsere Sache richtig ist." Ich lernte den Marxismus sehr genau kennen. Man schickte mich auf die Kreisparteischule der SED. Hier erhielt ich den theoretischen Unterricht über „dialektischen und historischen Materialismus" und über die Theorie von Karl Marx. Als Lehrbücher wurden benutzt: Lenin: „Was tun?", Karl Marx: „Lohnarbeit und Kapital" und die „Geschichte der kommunistischen Partei der UdSSR". Ferner gab es ein „Lehrbuch der Kreisparteischulen". Die Lehrgangsteilnehmer wurden systematisch an die Theorie des Marxismus herangeführt. Die ersten Gespräche führte ich damals im Alter von 17 Jahren mit dem Landrat unseres Kreises. Er hielt einen Vortrag mit dem Thema: Historischer Materialismus.

Hier wurde über die Ideologie der „rückständigen" Philosophen hergezogen und die Lehre der Kirche als Irrlehre bezeichnet.

In überheblicher Weise wurde gesagt, daß der „historische Materialismus" allein Berechtigung habe, als „Wissenschaft" anerkannt zu werden. Der Philosoph Feuerbach wurde sehr oft und häufig im Zusammenhang mit Marx zitiert.

Da fragte ich eines Tages den Landrat: „Sagen Sie, warum beschäftigt sich eigentlich die Partei nicht mit Währungsfragen?" Der Landrat: „Dafür haben wir unsere Fachleute. Das ist auch nicht unsere Aufgabe."

Da kam mir zum erstenmal die Erkenntnis, daß mit der Theorie etwas nicht stimmen konnte, aber das letzte Rätsel hatte ich noch nicht lösen können.

Auf der Parteischule

Von der Kreisparteischule aus wurde ich zu einem „Schulungslehrgang der sowjetischen Besatzungsmacht für Parteifunktionäre" nach Königswusterhausen geschickt, der sich über 3 Monate erstreckte. Hier wurde den Kursusteilnehmern der Marxismus eingedrillt.

Die Lehrbücher waren: Lenin: „Gesammelte Werke", Stalin: „Ausgewählte Werke", Karl Marx: „Das Kapital", Lenin: „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus" und andere mehr.

Bekannte Marxisten hielten „Lektionen", so z. B. Prof. Nuschke, Otto Grotewohl, Fred Ölssner, Prof. Lemnitz und dann sowjetische Offiziere, die ein ausgezeichnetes Deutsch sprachen.

Gegenteilige Äußerungen über die Vorträge waren Anlaß, daß sich der „Sicherheitsoffizier" mit der Person des Betreffenden beschäftigte. In diesen Schulungslehrgängen sollten „Staatsfunktionäre" herangebildet werden, die später die Stütze der zu gründenden „Arbeiter- und Bauernmacht" bilden sollten. Hier in Königswusterhausen erhielt ich sozusagen einen Elementarunterricht in Marxismus. Ich stellte naturgemäß Vergleiche an. Besonders war es die sogenannte „Mehrwerttheorie" von Marx, die mich sehr kritisch beschäftigte.

Da kam mir die Erkenntnis, daß eine Planwirtschaft, sofern sie nach Marx aufgebaut und verwirklicht würde, zu genau dem führen muß, was heute die Grundlage der „sozialistischen" Wirtschaft bildet. Ich erkannte sehr deutlich, wie recht Gesell mit seiner Darstellung der Entstehung der Ausbeutung und der Wirtschaftskrisen hatte. Die Funktionäre glaubten fest, sie seien dazu berufen, „die Welt zu verändern".

Das „Wie" war ihnen selbst nicht klar, weil sie nur dogmatisch die Ansicht von Marx vertraten, daß die Ausbeutung eine Folge der Unternehmerwillkür sei.

Der vielzitierte Ausspruch von Marx im Kapital: „Eine Exploitation der Exploitierten kann nur liquidiert werden durch die Expropriation der Expropriateure", zu deutsch: „Eine Ausbeutung der Ausgebeuteten kann nur verhindert werden durch die Enteignung der Enteigner", wurde zur Grundlage der „sozialistischen Wissenschaft" erhoben. Prof. Lemnitz: „Dieser geniale Ausspruch von Marx hat das klargestellt, was vor ihm noch kein Wissenschaftler erkannt hat . . ."

Prof. Lemnitz war also ein Mann, wie ihn die Kommunisten gebrauchen konnten. Ich hatte ihn im Verdacht, daß er das „Kapital" nur vom Hörensagen kannte.

Er hatte wahrscheinlich auch von Friedrich Engels kaum etwas gehört, obgleich seine Reden von Aussprüchen Lenins und Stalins trieften. Auch die anderen Redner waren nicht viel besser. Sie redeten genau das, was von ihnen verlangt wurde.

Nach Abschluß des Kurses mußten wir eine „Prüfung" ablegen. Die Prüfungsarbeit, die ich zu schreiben hatte, lautete: Die Geschichte Deutschlands nach dem historischen Materialismus. In dieser Arbeit habe ich die geschichtliche Entwicklung Deutschlands von der Schlacht im Teutoburger Wald an behandelt. Naturgemäß hatte ich auch einige freiwirtschaftliche Gedankengänge eingeflochten, wobei ich anführte, daß der gesellschaftliche Rückgang im Mittelalter in erster Linie die Folge der Geldwirtschaft war. (Nach Fritz Schwarz: „Segen und Fluch des Geldes in der Geschichte der Völker.") Ich führte ferner aus, daß der Nationalsozialismus niemals zur Macht gekommen wäre, wenn es nicht die Millionen von Arbeitslosen gegeben hätte. Das war nach marxistischer Auffassung nicht richtig, und ich erhielt auf diese Arbeit nur die Note „gut". Hätte ich die Arbeit genau nach marxistischen „Erkenntnissen" geschrieben, würde ich ein „sehr gut" erhalten haben.

Nach Abschluß dieser Schulung wurden wir in unsere Heimatstädte entlassen.

Seminar-Leiterin

Ich sollte als „Seminarleiterin" an der Kreisparteischule eingesetzt werden. 14 Tage lang habe ich es ausgehalten, gegen meine Überzeugung zu handeln, dann habe ich gesagt, ich würde lieber wieder in der Fabrik arbeiten, das läge mir nicht.

In einem SAG-Betrieb (Sowjetische Aktiengesellschaft) wurde ich als Maschinenarbeiterin beschäftigt und hatte nebenbei die Funktion einer Kassiererin der SED-Betriebsgruppe. Hätte ich genau das mitgemacht, was man von mir erwartet hatte, wäre ich sehr schnell zu höheren Ehren gelangt.

Nun kam das Frühjahr 1948. Ich erhielt aus der Schweiz eine Einladung, am internationalen freiwirtschaftlichen Kongreß in Basel teilzunehmen. Ich fuhr am 10. 5. 1948 nach Berlin. Ein guter Bekannter, den ich von Königswusterhausen her kannte, gab mir den Rat, nicht illegal in die Schweiz zu fahren, das könnte für mich unangenehme Folgen nach meiner Rückkehr haben. Ich solle nach Karlshorst fahren und die Ausreisegenehmigung beantragen. Ahnungslos fuhr ich in die Höhle des Löwen.

In die Falle gegangen

In dem Gebäude in Karlshorst wurde ich aufgefordert, ein paar Minuten zu warten, man würde mir die Papiere gleich geben. Kurze Zeit darauf erschienen zwei Offiziere. „Kommen Sie mit, Sie sind verhaftet", sagten sie zu mir. Das war am 12. 5. 1948, vormittags um 10 Uhr. Ich wurde in einem Personenauto nach dem UG Prenzlauer Allee (in der Nähe des S-Bahnhofes) gebracht.

Dort wurde meine Tasche einer eingehenden Prüfung unterzogen. Man fand zwei Ausgaben einer englischen Tageszeitung. Triumphierend sagte man zu mir: „Du Spion". Ich wußte gar nicht, was eigentlich los war. Die erste Vernehmung zeigte mir, daß die Russen über alle meine Schritte informiert waren. „Sie kennen Dr. X?" fragten sie. Ich überlegte kurz. Dr. X war während der letzten Jahre in der SBZ von einem Ort zum anderen gereist. Er war auch ab und zu in unsere Stadt gekommen und hatte uns erzählt, daß er einen Antrag gestellt hätte, wonach eine freiwirtschaftliche Organisation genehmigt bzw. zugelassen werden sollte. Ich war überrascht und verblüfft, was die Russen alles wußten. „Den X haben wir auch schon verhaftet," sagten sie zu mir.

Mir wurde vorgeworfen, ich hätte nicht nur davon gewußt, daß X eine „Organisation" gründen wolle, sondern ihn dabei unterstützt. „Als Funktionärin hätten Sie Anzeige erstatten müssen," sagten sie zu mir. Ich hatte vorher zwar einen Bekannten gewarnt, daß er von den Russen beobachtet würde, weil ich in einer Sitzung der Kreisleitung der SED davon gehört hatte. Aber von X war dabei keine Rede gewesen. Dieser Bekannte, nämlich M. L., sollte die Bestrebungen des X unterstützt und gefördert haben.

Die Russen erklärten mir: „Der M. L. ist auch schon verhaftet!" Das glaubte ich nicht, denn man hatte ja gegen ihn keinerlei Beweise sammeln können.

X aber hatte durch sein Verhalten die Russen auf sich aufmerksam gemacht. Er hat später zugegeben, er habe für die Engländer Spionage getrieben. Ob das den Tatsachen tatsächlich entsprach oder ob er dies zugab, um sich vor Mißhandlungen zu bewahren ... das kann man heute nicht mehr nachprüfen. Dadurch wurden wir aber als „Agenten" bezeichnet und wegen Spionage verurteilt.

Heute ist es natürlich schwer, den Sachverhalt genau zu überprüfen, zumal nicht genau festgestellt wurde, was eigentlich in den Vernehmungsprotokollen stand, da diese in russischer Sprache abgefaßt waren und niemals in die Hände von deutschen Behörden gelangten.

Trotz der Anklage wegen Spionage haben wir alle unseren Standpunkt verteidigt. Auch X, wie ich später erfuhr, hat den Offizieren genau so den Marxismus widerlegt, wie ich das getan habe. Man kann heute keinem Menschen den Vorwurf machen, er habe dies oder jenes verschuldet. Die Maschinerie des sowjetischen Geheimdienstes arbeitete so geschickt und gründlich, daß bei manchen die Nerven einfach durchgingen. Die raffinierten Vernehmungsmethoden und die Quälereien, denen die Häftlinge ausgesetzt waren, waren oft schlimmer, als sie die Nazis angewandt haben mochten.

Dies wird am besten dargestellt durch die Schilderung der Frau Maria Bober-Neumann: „Als Gefangene bei Hitler und Stalin." Frau Bober-Neumann wurde von einem amerikanischen Journalisten gefragt, wo es besser gewesen sei, unter Hitler oder Stalin? Frau Bober-Neumann: „Die Nazis waren insofern menschlicher, als sie ihre Häftlinge in den Gaskammern eines schnellen Todes sterben ließen." Diese Aussage besagt alles.

Gespräche mit Russen

Im Verlauf der Vernehmungen führte ich mit den Vernehmungsoffizieren Gespräche, die ich auszugsweise sinngemäß wiedergebe.

Nicht alle Russen waren Marxisten, unter ihnen gab es mehr anständige Menschen als zum Beispiel unter der deutschen Bewachung. Mit ihnen konnte man sich noch sachlich unterhalten, wenn sie auch an den Kernproblemen vorbeigingen. Einige dieser Gespräche konnte ich deshalb fast wortwörtlich wiedergeben, weil ich über ein ziemlich gutes Gedächtnis verfüge, das mich noch nie im Stich ließ.

Ich habe nichts vergessen — weder das Schlechte noch das Gute, das man bei objektiver Beurteilung nicht verkennen darf. Das Gute bei der Sache war, daß diese achtjährige Haftzeit meine Überzeugung nicht geschwächt, sondern nur gestärkt hat.

Aus Vernehmungen

Frage: Was hat Sie veranlaßt, gegen die sozialistische Gesellschaftsordnung aufzutreten?

Antwort: Die Überzeugung, daß diese sozialistische Gesellschaftsordnung eine Ordnung des Zwangs und der Unterdrückung ist.

Frage: Worauf gründet sich Ihre Überzeugung?

Antwort: Auf der Erkenntnis, daß Sie und Ihre Genossen zwar dauernd angeben, nach den Lehren von Karl Marx zu handeln, aber die Praxis das genaue Gegenteil beweist!

Frage: Das können Sie doch gar nicht beweisen. Wir haben den Sozialismus genau so aufgebaut, wie es theoretisch nach den Büchern festgelegt wurde. Nehmen wir zum Beispiel die Frage der Kollektivierung in der UdSSR. Diese große sozialistische Maßnahme wurde unter freiwilliger Mithilfe der Bauern durchgeführt. Kein Bauer wurde gewaltsam gezwungen, in eine Kollektivwirtschaft einzutreten. Sie haben eben erkannt, daß der Sozialismus richtig ist und wollten gegenüber den großen Revolutionären nicht zurückstehen. Was haben Sie dazu zu sagen?

Antwort: Dann müßte der sowjetische Dichter Scholochow ein Lügner sein!

Frage: Wieso? Was hat Scholochow damit zu tun?

Antwort: Haben Sie noch nie etwas von dem Roman „Neuland unterm Pflug" gehört? In diesem Buch schildert Scholochow, wie die Bauern mit Gewalt in die Kollektivwirtschaft gezwungen wurden. Er schildert aber auch, unter welchen Verhältnissen das damals geschah und sagte auch, daß es unter der damaligen Rückständigkeit gar nicht möglich war, die Bauern zum freiwilligen Eintritt in die Kollektivwirtschaft zu bewegen.

Frage: Das mag schon sein, daß Scholochow das geschrieben hat. Aber er hat ja dieses Buch auch unter damaligen Verhältnissen geschrieben, als er noch nicht frei von der kapitalistischen Denkweise war. Die anderen

Schriftsteller und Wirtschaftler haben die Sache ganz anders beurteilt. Oder sind Sie da auch anderer Meinung?

Antwort: Natürlich nicht! Aber sicherlich sind diese Leute für Ihre Artikel sehr gut bezahlt worden, denn von vielen anderen, die wagten, das Gegenteil zu schreiben, hat man nie wieder etwas gehört.

Frage: Was wollen Sie damit sagen?

Antwort: Ich möchte an Professor Perwuschin erinnern. Dieser Herr hat in der „Täglichen Rundschau" die Ansicht Scholochows bestätigt, indem er schrieb: „Die Kollektivierung in der UdSSR konnte nicht ohne Zwangsmaßnahmen durchgeführt werden. Der ganze Aufbau des jungen sozialistischen Staates ließ das einfach nicht zu."

Dagegen schrieb der bekannte Sowjetzonenprofessor Oelssner in der gleichen Zeitung: „Nur dann kann in der sozialistischen Landwirtschaft ein Umschwung erzielt werden, wenn man die einzelnen bäuerlichen Wirtschaften zu Genossenschaften zusammenschließt, in der Art, wie es in der UdSSR durchgeführt wurde. Freiwilligkeit — das ist ein demokratisches Prinzip, nur so kann man die Landwirtschaft bei uns umgestalten." Ich nehme an, daß Oelssner für diesen Artikel sehr gut bezahlt wurde. Oelssner klomm sehr schnell in seiner sozialistischen Laufbahn empor, während man so nebenbei hörte, Prof. Perwuschin sei seines Postens enthoben worden, weil er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand treten wollte.

Der Ruhestand wurde ihm wahrscheinlich in einem sibirischen Zwangslager verschafft.

Frage: Nun zu etwas anderem. Warum sind Sie gegen die sozialistische Planwirtschaft?

Antwort: Hierzu möchte ich Ihnen mit einem Zitat antworten. Es stammt von Friedrich Engels, aus dem Buch „Anti-Dühring" und lautet: „Wenn man nicht verhindert, daß die einen sich einen kleinen Geldschatz zulegen, während die anderen mit dem ihnen gezahlten Tariflohn nicht auskommen, so sind alle Bedingungen gegeben... einesteils zur Verschuldung und andererseits zur Schatzbildung. Alle Gesetze und Verwaltungsnormen sind ebenso ohnmächtig dagegen wie gegen das Einmaleins oder die chemische Zersetzung des Wassers. Da der Schatzbildner mit Hilfe des hortbaren Geldes in der Lage ist, die Zinsen zu erzwingen, so wird er vom Besitzer des Zirkulationsmittels zum Beherrscher desselben und damit zum Besitzer und Beherrscher der Produktion und der Produktionsmittel, mögen dieselben auch noch jahrzehntelang dem Namen nach als Eigentümer der Wirtschafts- oder Handelskommune figurieren."

Frage: Das soll Engels geschrieben haben?

Antwort: Wenn Sie das Buch von Engels hier hätten, könnte ich Ihnen die Stelle zeigen. Leider hatte Engels nicht die Schlußfolgerung aus dem Vorhergesagten gezogen. Denn sonst hätte es unmöglich zu der heutigen wirtschaftlichen Entwicklung kommen können.

Frage: Bei uns in der Sowjetunion wurde die Forderung von Marx verwirklicht, wonach die Unternehmer enteignet werden sollen. Bei uns gibt es keine Ausbeutung mehr. Oder sind sie da anderer Meinung?

Antwort: Selbstverständlich. Die Ausbeutung ist gerade in der Sowjetunion größer als anderswo; denn hier hat der Staat den höchsten Zinsfuß festgesetzt, den es gibt und diese Zinsen müssen die einfachen Arbeiter aufbringen.

Frage: Wie alt sind Sie eigentlich?

Antwort: 19 Jahre!

Feststellung: Wenn Sie sind 40 Jahre, Sie sind Finanzminister!

Im Kreuzverhör

Szene: Im Raum steht ein langer Tisch mit rotem Tuch bespannt. Daran haben 8 Offiziere, in voller Uniform mit Orden und Ehrenzeichen geschmückt, Platz genommen. Je zwei Offizieren steht ein Dolmetscher zur Verfügung. An den beiden Tischenden befinden sich Scheinwerfer, an der Wand hängt ein Stalinbild in Überlebensgröße, an der gegenüberliegenden Wand steht einsam ein Stuhl, darauf mußte ich Platz nehmen. Die Scheinwerfer wurden eingeschaltet und auf mich gerichtet, zu dem Zweck, mich zu verwirren.

Das Verhör wird eröffnet.

Frage: Aus Ihren bisherigen Vernehmungsprotokollen ersehen wir, daß Sie Ansichten vertreten, die sich zu unserer Auffassung in Gegensatz stellen. Wir wissen. daß diese Ansichten in Ihrer Heimatstadt stark verbreitet sind und es ist uns auch bekannt, daß von dort aus versucht wurde, eine antimarxistische Organisation zu gründen. Wissen Sie, was das bedeutet?

Antwort: Ja, das ist mir bekannt. Mir ist bekannt, daß Sie jeden Menschen verurteilen, der es wagt, eine gegenteilige Ansicht zu vertreten. Augenblicklich haben Sie noch dazu die Macht. Sie werden diese Macht ausnützen und mich unschädlich machen. Obwohl es nur eine Frage der Zeit ist; denn auch Ihr Staat wird nicht ewig bestehen.

Frage: Sie sagen, das sei kein Sozialismus, was bei uns durchgeführt worden ist. Wie soll denn nach Ihrer Meinung der Sozialismus aussehen?

Antwort: Sie stellen mir eine Frage, die ich selbst nicht sicher beantworten kann. Ein Sozialismus, wie ihn Marx und Engels wollten, kann aber kaum anders aussehen, denn Marx sind einige grundsätzliche Fehler unterlaufen, diese Fehler sind weder von Engels, noch von Lenin oder Stalin erkannt worden, aber die Auswirkungen zeigen sich klar ab, wenn man die ganze Entwicklung der letzten Jahrzehnte betrachtet.

Frage: Was sind das für Fehler?

Antwort: Marx versucht die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufgrund der Mehrwerttheorie zu erklären. Diese Theorie sieht folgendermaßen aus: Der Arbeiter verkauft dem Unternehmer seine Arbeitskraft. Der Unternehmer zahlt aber dem Arbeiter nur das, was er zur Befriedigung seiner minimalsten Bedürfnisse benötigt. Den erzielten „Mehrwert" streicht der Unternehmer als Gewinn ein. Daraus folgert Marx, daß man den Privatbesitz an Produktionsmitteln enteignen müsse, um die Ausbeutung zu beseitigen, dieses Privateigentum aber in Staatseigentum überführen müsse, um die private Wirtschaft auszuschalten. Damit soll nach Marx das Problem gelöst sein. Das Problem wird aber gerade dadurch kompliziert, denn die Praxis hat bewiesen, daß dieser Irrtum verhängnisvolle Folgen hatte: Er hat ein ganzes Volk von einigen hundert Millionen versklavt und ihnen jedes Freiheitsgefühl genommen. Er hat einem Diktator zur Macht verholfen, der diese Macht ausnützte, aber nicht zum Wohle des Volkes, denn dieses Volk wird noch viel schlimmer ausgebeutet, als es der Fall war, wo die Unternehmer und Fabrikanten noch die Geschicke der Wirtschaft bestimmten.

Frage: Das ist eine falsche Auffassung. Diese Theorie hat bewiesen, daß sie richtig ist; denn in der Sowjetunion gibt es keine Ausbeutung mehr. Bei uns hat das Volk zu bestimmen, und gerade die Verwirklichung dieser Forderung von Marx ist die Grundlage seines heutigen Wohlstandes. Was wollen Sie noch dagegen anführen?

Antwort: Ich führte gerade aus, daß die Mehrwerttheorie ein verhängnisvoller Irrtum von Marx ist. Es ist doch eine Tatsache, daß den Unternehmer nicht die Arbeitskraft interessiert, sondern die Leistung. Das, was der Arbeiter schafft, ist die Grundlage der Wirtschaft, die Leistung hat allein Berechtigung, den Arbeitslohn zu erzielen. Ich darf wörtlich zitieren, was Marx in der Broschüre „Lohnarbeit und Kapital" über diesen Punkt schreibt: „Für Geld verkaufen sie dem Fabrikanten ihre Leistung. Das ist aber bloß der Schein. Was sie in Wirklichkeit dem Unternehmer verkaufen, ist ihre Arbeitskraft!" Solch eine ungenaue Ausdrucksweise, meine Herrn Offiziere, solch eine Verdrehung der einfachsten technischen Begriffe ist nun die Grundlage Ihres sogenannten „wissenschaftlichen" Sozialismus. Schon in der Schule wird einem Kinde beigebracht, daß Kraft und Leistung zwei verschiedene Begriffe sind. Und gerade dieser verhängnisvolle Satz, den ich zitierte, wird in Ihren Schulungen und Kursen dauernd angewandt, ohne daß man den Gedanken aufzugreifen wagt, daß dabei etwas nicht stimmen könne.

Frage: Sie haben da einiges gesagt, was uns tatsächlich neu ist. Warum haben aber weder Lenin noch Stalin gemerkt, daß da vielleicht etwas nicht stimmen könnte?

Antwort: Ich nehme an, daß weder Lenin noch Stalin das „Kapital" studiert haben. Es ist ja auch so schwer verständlich geschrieben, daß ein einfacher Mensch ohne Fremdwörterbuch gar nicht auskommt, wenn er sich tatsächlich die Mühe macht, das „Kapital" zu studieren.

Frage: Haben Sie denn das Kapital gelesen?

Antwort: Auf den Parteischulen der SED gab es andere wissentschaftliche Lektüre, da war das Kapital nicht aktuell. Aber ich habe mir trotzdem die Mühe gemacht, das Kapital in mich aufzunehmen, mit dem Ergebnis, daß ich es auch wieder aus der Hand gelegt habe. Die erwähnten Zitate haben mir vollauf genügt.

Frage: Sie sagten, es wäre ein Irrtum, daß die Ausbeutung auf dem Privateigentum an Produktionsmitteln beruhe. Wie erklären Sie die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen?

Antwort: Die Ausbeutung geschieht einzig und allein durch die Tatsache, daß unser herkömmliches Geld die Zinsen erzwingt. Zins und Grundrente sind, solange sie sich in privater oder kommunaler Hand befinden, die Ursache der Ausbeutung.

Frage: Erklären Sie uns das näher. Wie wirkt sich das auf Marx angewandt aus?

Antwort: Stellen Sie sich vor, Sie sind auf einer einsamen Insel. Sie haben weder Werkzeug noch Nahrungsmittel noch Wohnung. Sie müssen Ihren Lebensunterhalt auf ganz primitive Weise fristen. Da kommt ein

zweiter Schiffbrüchiger. Er ist noch bedürftiger als Sie, er hat nicht einmal ein Hemd anzuziehen. Er bittet Sie um ein Hemd, er will es Ihnen mit seinem letzten Geld bezahlen. Was würden Sie tun?

Frage: Angenommen, ich würde ihm eins von meinen zwei Hemden geben. Der Kerl ist verrückt, mir dafür Geld anzubieten. Auf dieser Insel habe ich davon keinen Nutzen. Ich würde ihn veranlassen, mit mir zusammen eine Höhle oder irgendein Unterkommen zu suchen, wo man wenigstens notdürftig geschützt ist. Was wollen Sie aber mit diesen Fragen bezwecken?

Antwort: Sie handeln also unbewußt richtig. Sie sagen, Geld ist Ihnen da nichts nütze, selbst gegen Zinsen. Wie würden Sie sich verhalten, wenn Sie in einer ähnlichen Situation auf dem Festland, in einer zivilisierten Gegend z. B. stehen würden?

Frage: Das ist doch sonnenklar. Erstens hätte ich da zumindest Geld bei mir, und ich würde einem Bedürftigen, falls er wirklich zu mir käme, nur etwas gegen Zinsen leihen, denn davon habe ich meinen Gewinn. Aber jetzt möchte ich wissen, was Sie mit dieser Fragerei bezwecken?

Antwort: Sie handelten wiederum richtig, denn Sie sagten vorhin, auf einer einsamen Insel würde Ihnen das Geld nichts nützen, dagegen würden Sie auf dem Festland nur einen Betrag gegen hohe Zinsen verleihen. Das ist ja der Haken. Sie müßten doch merken, daß es am Geld liegen muß, mit dessen Hilfe ich nach Wunsch und Willen meine Mitmenschen ausbeuten kann. Für Zinsen brauche ich nicht zu arbeiten, sie sind ein arbeitsloses Einkommen. Also müßte es doch klar sein, daß allein unser heutiges Geldwesen die Ursache der augenblicklichen wirtschaftlichen Zustände ist.

Frage: Das trifft vielleicht auf die kapitalistischen Länder zu. In der Sowjetunion haben wir das Privateigentum an den Produktionsmitteln verstaatlicht und auch den Privatbesitz an Grund und Boden. Ein Mensch, der sich Reichtümer durch seine Leistung erworben hat, kann sich ein Auto, ein Haus, ein Schiff, ein Flugzeug usw. kaufen, aber keine Fabriken. Wir haben das Problem gelöst und die Forderung von Marx verwirklicht. Die Ordnung des Geldwesens wurde bei uns auch auf sozialistische Art durchgeführt, wir haben auch dieses Problem gelöst. Was haben Sie dazu zu sagen?

Antwort: Das ist erst ein Problem geworden. Man kann doch nicht von einer Neuordnung des Geldwesens sprechen, wenn man lediglich eine Währungsreform durchgeführt und im übrigen alles beim alten läßt. Ich frage Sie: Wer kommt denn in der Sowjetunion für die Zinsen auf? Die Millionen, die auf den Banken liegen, verzinsen sich doch nicht von selbst, oder wollen Sie vielleicht behaupten, daß die Herrn Stalin und Molotow die Zinsen bezahlten? Es ist doch paradox zu glauben, durch die Verstaatlichung der Produktionsmittel sei das Problem endgültig gelöst worden. Da wird nur der Eigentümer der Produktionsmittel ein anderer, während sich doch tatsächlich für die Arbeiter nicht das Geringste geändert hat, oder wollen Sie mir vielleicht einreden, die vom Staat einbehaltenen Zinsen und Steuern würden wiederum für die Bedürfnisse der Ausgebeuteten verwendet? Oder wollen Sie gar behaupten, der „sozialistische" Staat sei vollkommen in seiner Entwicklung und das Problem wäre tatsächlich gelöst?

Ich frage weiter: Können Sie mir das Gegenteil beweisen, nämlich daß Marx mit seiner Mehrwerttheorie tatsächlich den Kernpunkt der Sache getroffen hat? Oder ist es nicht vielmehr so, daß gerade die Entwicklung des Finanzwesens mit der in kapitalistischen Ländern so eng verwachsen ist, daß mit diesen noch Abkommen auf dieser Basis getroffen werden — um es deutlicher auszudrücken, eine Verbindung Ihrer obersten Funktionäre im Staatsapparat mit den so angefeindeten Kapitalisten stattgefunden hat, um einen gewissen Kapitalüberschuß finanztechnisch auszubalancieren?

Jetzt packt den Leiter der Vernehmung die Wut. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch und brüllt: „Werden Sie nicht unverschämt! Lange genug habe ich mir Ihre Hetzreden angehört, aber schließlich sind wir nicht dazu da, um mit Ihnen über Währungsfragen zu diskutieren! Wir haben festzustellen, welche Verbrechen Sie gegen unseren Staat begangen haben. Außerdem haben Ihre vorhergegangenen Ausführungen schon genügt, um Ihre staatsfeindliche Haltung zu bestätigen!"

Der Akt wurde abgeschlossen, indem ich in meine Zelle zurückgebracht wurde. Als der Posten die Tür aufschloß, sagte er schmunzelnd: „Du Frau charascho (gut)! Du Pech — heute Du, morgen ich, alles egal! Ich denken, ich sein in eine Automobil — eine Hälfte sitzen — andere stehen —. Du sitzen — ich stehen und morgen, wenn sprechen, das schlecht, ich auch sitzen!"

Diese naive Auffassung war charakteristisch für viele Soldaten, die zu diesem Dienst gezwungen wurden. Sie lebten selbst in dem Gefängnis — mit dem Unterschied, daß sie etwas mehr Bewegungsfreiheit hatten. Oft hatte ich den Eindruck, daß sie ihren Dienst nur mit Widerwillen verrichteten — sie konnten sich nicht wehren, weil hinter ihnen die Knute des Zwangs stand. Aber viele von ihnen empfanden die Schmach — in einigen Zellen befanden sich auch Soldaten und Offiziere, die versucht hatten, zu flüchten, aber dabei erwischt wurden. Sie erwartete das gleiche Urteil — 25 Jahre, allerdings in einem sibirischen Zwangslager.

Das Untersuchungsgefängnis Hohenschönhausen barg viele Schicksale — jedes einzelne war ein Beispiel der Auflehnung gegen ein Terrorsystem. Kein Geringerer als Chruschtschow hat in seiner berühmten Rede vor dem XX. Parteitag der KPDSU ausgeführt, welche Verbrechen unter der Führung des Genossen Stalin begangen wurden und welche Schuld dieser Vorkämpfer des Sozialismus damit auf sich genommen hat.

Sowjetische Gerichtsbarkeit

Um einen objektiven Rückblick auf eine mehr als 8jährige Haftzeit in sowjetischen und sowjetzonalen Lagern und Zuchthäusern zu halten, muß man sich zunächst vor Augen führen, unter welchen politischen Verhältnissen damals die Verhaftungen erfolgten. Es gab keine Gerichtsbarkeit in der sowjetischen Besatzungszone, das Kind der Willkür, die sogenannte „DDR", war zu dieser Zeit noch nicht geboren. Wie im finstersten Mittelalter herrschte das Faustrecht, d. h. der Stärkere hat recht. Der Stärkere war in diesem Falle die sowjetische Besatzungsmacht, die auch die Gerichtsbarkeit in der SBZ ausübte. Dazu gab es ein ganzes Heer von Spitzeln und Denunzianten deutscher Nation, die für die geheimnisvolle NKWD (Geheimpolizeit) willige Werkzeuge waren. Diese Spitzel wurden für ihre Tätigkeit gut bezahlt. Sie wurden auf besonderen Spezialschulen ausgesucht und ausgebildet. Die Russen hatten in jeder größeren Stadt ihre Zentralen, in denen die Spitzel ihre Instruktionen erhielten.

Es wurden nicht nur die Gespräche der Bevölkerung beobachtet, sondern auch notiert und der NKWD zugänglich gemacht. Wer irgendwelche Äußerungen machte, die sich gegen das System richteten, wurde zunächst beobachtet. Bald fand sich dann ein Grund, um den betreffenden spurlos verschwinden zu lassen. Nach vorsichtigen Schätzungen befanden sich im Untersuchungsgefängnis Hohenschönhausen wenigstens 500 Menschen, ein Drittel darunter Frauen.

Hinter Gittern

Die Gefangenenzellen waren unterirdisch angelegt, darüber waren die „Vernehmungszimmer". Ein ganzer Stab von Offizieren und Dolmetschern war nötig, um die Voruntersuchungen durchzuführen. Ich habe festgestellt, daß die meisten Russen sehr gut deutsch sprachen. Die Protokolle waren sämtlich in russischer Sprache abgefaßt. Zum Teil wurden die Vernehmungen wörtlich niedergeschrieben, nämlich dann, wenn der Untersuchungsgefangene die russische Sprache in Wort und Schrift beherrschte — in vielen anderen Fällen wurden in die Protokolle ganz andere Äußerungen niedergeschrieben, als sie tatsächlich erfolgten. Die Untersuchungszeit dauerte gewöhnlich 9 Monate. Der Haftbefehl wurde nach der Verhaftung ausgestellt — meistens nach 3 bis 4 Monaten. Daraus ergibt sich schon, daß die Verhaftungen willkürlich erfolgten, denn nach deutschem Gesetz muß bei einer Verhaftung der Haftbefehl vorgezeigt werden.

Nach erfolgter Voruntersuchung wurden dann die Häftlinge dem sogenannten „Militärtribunal" vorgeführt. Das „Tribunal" bestand aus einem höheren Offizier im Range eines Oberstleutnants, eines Beisitzers im Range eines Majors und des Anklagevertreters im Range eines Hauptmanns. Dazu kamen noch der Protokollführer und der Dolmetscher. Es gab weder einen Verteidiger noch Zeugenaussagen von außerhalb.

Zur Behandlung der Gefangenen während der Untersuchungshaft kann man nur sagen, daß sie in jeder Beziehung unmenschlich war. Die Zellen waren sämtlich ohne Fenster, nur mit einer Lüftungsklappe — d. h. bis auf die Zellen an der Außenwand. Diese Zellen hatten normal vergitterte Kellerfenster. In den Zellen selbst gab es keine Matratzen, man war gezwungen, auf den blanken Holzpritschen zu liegen. Eine Decke wurde jedem Gefangenen zugestanden. Bettwäsche war ein unbekannter Luxus. In den Zellen selbst gab es Wanzen und Flöhe in unheimlichen Mengen. In der Zeit meiner Einzelhaft (5 Monate) habe ich des öfteren versucht, die Flöhe zu dressieren,

um den langsam beginnenden Stumpfsinn (Haftpsychose) zu überwinden, aber ich habe es leider nicht geschafft. Die Flöhe haben eben keinen Verstand.

Die Verpflegung war miserabel. Morgens gab es Haferflocken, Nudeln oder Erbsen abwechselnd (½ Liter), dazu 400 g Brot und einen Löffel Zucker. Nachmittags um 4 Uhr gab es Kohlsuppe (dünn wie Wasser), wenn man Glück hatte, schwammen darin ein paar Kartoffelschalen. Am Tage waren selten Vernehmungen, der Hauptbetrieb begann in der Nacht. Das war die berühmte Taktik, um die Gefangenen mürbe zu machen und zu verwirren.

Auf politische Diskussionen ließen sich die Russen selten ein. Die vorhergehend geschilderten Gespräche führte ich hauptsächlich mit dem damaligen Oberstleutnant, der der Vorgesetzte der Vernehmungsoffiziere war.

Ich hatte dabei den Eindruck, daß dieser intelligente Mensch mehr über seine Umgebung nachdachte, als es für seine Überzeugung gut war.

Das geschilderte Kreuzverhör war wohl auf die Initiative dieses Offiziers zurückzuführen, er selbst beschränkte sich dabei auf die Rolle des Zuhörers.

Im allgemeinen wurde ich während der Untersuchungshaft ziemlich anständig behandelt, bis auf eine Zeit von ungefähr 2 bis 3 Monaten. In dieser Zeit hatte ich die anstrengendsten Vernehmungen zu überstehen, verbunden mit einem längeren Aufenthalt in einer sogenannten Dunkelzelle, die mit Wasser angefüllt war. In diese Zelle wurde ich nach einer Vernehmung gebracht, in deren Verlauf ich nicht die gewünschten Aussagen gemacht hatte. Vorher hatte mir der Vernehmungsoffizier voller Wut einen Briefbeschwerer nachgeworfen, der mich an den Hinterkopf traf. Seit dieser Zeit habe ich oft unter heftigen Kopfschmerzen zu leiden.

Nach einem längeren Aufenthalt in dieser Zelle — die genaue Zeit vermag ich heute nicht mehr anzugeben — wurde ich mit einer Rippenfellentzündung in eine Krankenzelle gebracht. Die ärztliche Betreuung war völlig unzureichend, es gab keine Medikamente, für alle Krankheiten wurde den Gefangenen das übliche Aspirin gegeben. Ich hatte insofern Glück, als ich in eine sogenannte Sonderabteilung gebracht worden war, die von einem Militärarzt betreut wurde. Dieser gab den Gefangenen sogar Penicillinspritzen. Auch die Verpflegung war in dieser Abteilung etwas besser. Nachdem ich wieder einigermaßen gesund war, wurde ich wieder in den Keller zurückgebracht, damit die alten Qualen von neuem beginnen konnten.

Die Vernehmungen gingen in der üblichen Folge weiter — Nacht für Nacht.

Die Gerichtsverhandlung

Der zweite Teil der Tragödie begann mit der „Gerichtsverhandlung". Das hohe Tribunal tagte im Untersuchungsgefängnis Berlin-Lichtenberg. Für die Angeklagten hatte man Gartenstühle ordnungsgemäß in einer Reihe plaziert. Die Herren Offiziere (Anklagevertreter, Beisitzer, Dolmetscher) hatten vor einem mit rotem Stoff bespannten Tisch Aufstellung genommen. Nachdem man die Angeklagten in den Raum geführt hatte und der „Gerichtsvorsitzende" erschienen war, konnte die feierliche Amtshandlung beginnen. „Die Szene wird zum Tribunal", konnte ich so mit Schiller denken. Da wir 4 Angeklagte waren, dauerte natürlicherweise die „Anklagebegründung", bei der jedem Sünder noch einmal seine Schandtaten vorgehalten wurden, etwas länger. Ich hatte den Eindruck, daß die Herren das selbst nicht glaubten, was sie da so herunterleierten. Der Dolmetscher kaute ununterbrochen Äpfel, der eine der beiden „Beistzer" schien bald einzuschlafen.

Das ganze Theater war sehr gut vorbereitet. Uns war allen klar, daß die Urteile bereits fertig waren, als wir die Anklageschrift unterschreiben mußten. Ich hatte sogar den Verdacht, daß der Anklagevertreter die Tatsache außerordentlich bedauerte, daß man damals die Todesstrafe abgeschafft hatte.

Nach Verlesung der Anklagepunkte wurde bis zur Urteilsverkündung eine Pause eingelegt. „Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück", wurde uns verkündet. Wir wußten, daß diese „Beratung" für die Herren Richter eine Frühstückspause bedeutete. Dann wurde das Urteil verkündet. 25 Jahre lautete es für alle. Die Komödie war zu Ende. Die Haftzeit sollte für jeden von uns mehrere Jahre dauern — das konnte allerdings vorher keiner ahnen. Ich mußte nach Rückkehr in die Zelle sofort meine Sachen packen. Der Posten brachte mich eine Etage tiefer — in eine Zelle, in der es sogar Matratzen und Decken gab! Außerdem bekam ich Gesellschaft — Natascha hieß die junge Frau. Sie war wegen angeblicher Spionage zu insgesamt 50 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Wir verstanden uns während dieser Zeit ausgezeichnet. Natascha war politisch in Ordnung. Mit ihr konnte ich mich das erstemal seit 9 Monaten vernünftig unterhalten. Sie erhielt von mir den ersten Unterricht über Währungsprobleme. Natascha stickte meine Adresse in ihren Mantelsaum ein. Als ich auf Transport kam, umarmte sie mich und sagte: „Dir werden ich nie vergessen!"

Auf Transport

Die Transporte von Gefangenen waren das grausamste, was man sich ungefähr vorstellen konnte. Unser Transport bestand aus 50 Männern und 5 Frauen. Wohin es ging, wußte niemand. In der „Grünen Minna" wurden wir zum Güterbahnhof gebracht, dort stand ein sogenannter Gefangenentransportwagen bereit. Dieser wurde an normale Personenzüge oder Güterzüge angehängt, und so dauerte es 3 Tage und 3 Nächte, bis wir nach Bautzen, ins Gelbe Elend, kamen. Auf diesem Transport erfroren den meisten Gefangenen irgendwelche Gliedmaßen. Ich selbst kam mit Erfrierungen an Händen und Beinen im Gelben Elend an.

Im „Gelben Elend"

Den ersten Begriff vom Gemeinschaftsleben bekam ich in Bautzen. In dem sogenannten „Saal" war auch ich untergebracht. Auf die Verhältnisse in Bautzen möchte ich nicht näher eingehen, ebenso nicht auf die in Sachsenhausen. In diesem Zusammenhang verweise ich auf den Roman „Für dich blüht kein Baum" von Eva Müthel, erschienen im „Fischer-Verlag". Eva Müthel hat hierin eine ausführliche Schilderung der Haftanstalten Bautzen, Sachsenhausen und Hoheneck gegeben. Ich möchte nur betonen, daß wir in Bautzen eine Gemeinschaft von ungefähr 10 Frauen waren, die sich eng zusammenschlossen und auch über alle möglichen Probleme diskutierten. In diesem Zusammenhang habe ich auch die Kameradinnen über Marxismus und Freiwirtschaft aufgeklärt. Ich habe den mörderischen Transport von Bautzen nach Sachsenhausen miterlebt, bei dem wir vor Durst bald umgekommen sind. Die tödliche Ordnung eines deutschen Zuchthauses habe ich in Waldheim kennengelernt.

In Sachsenhausen lernte ich eines Tages die Frau des Großadmirals Raeder kennen. Frau Raeder interessierte sich trotz ihres Alters sehr für die Gegenwartsprobleme. Mit ihr unterhielt ich mich auch über die freisozialen

Gedankengänge. Frau Raeder sagte wörtlich: „Diese Gedankengänge sind mir nicht unbekannt, ich glaube, ich habe davon durch Freiherrn von Schoenaich gehört."

Nähere Einzelheiten kannte sie allerdings nicht. In Sachsenhausen waren auch andere Persönlichkeiten inhaftiert, so zum Beispiel die Frau des Sängers Erwin Hartung. Sie wurde nach Rußland gebracht.

Auf die Verhältnisse in Waldheim möchte ich insofern etwas näher eingehen, weil dieses Zuchthaus in dem Ruf stand, das berüchtigste Zuchthaus in der SBZ zu sein. „Wer nichts riskiert, kommt nicht nach Waldheim", heißt ein altes Sprichwort.

Der Kommandeur von Waldheim hieß Protze. Er war ein berüchtigter Schläger, unter allen Gefangenen gefürchtet und verhaßt. Unter der Herrschaft von Protze wurden damals die berühmten Waldheimer Prozesse durchgeführt. Diese Prozesse waren die ersten selbständigen Handlungen der „Demokratischen Justiz" der sogenannten Arbeiter- und Bauernmacht.

Eine Vorgeschichte der Waldheimer Prozesse ist insofern interessant, wenn man die Frage untersucht, wer denn eigentlich bei diesen Prozessen verurteilt wurde.

Die Waldheimer „Prozesse"

Von diesen Prozessen hat man nie etwas in den Zonenzeitungen gehört. Die Waldheimer Prozesse waren diktiert von der Willkür und der Korruption. Die Richter waren linientreue Anhänger des Ulbrichtsystems, gefördert und gestützt von der „Partei der Arbeiterklasse". Die „rote" Benjamin, eine der obersten Funktionäre im Justizwesen der Zone — neben Generalstaatsanwalt Melsheimer — erklärte im „Neuen Deutschland": „Die Waldheimer Prozesse mußten durchgeführt werden, weil das ganze Volk energisch die Aburteilung der Kriegsverbrecher forderte." Wer aber waren diese Kriegsverbrecher in Wirklichkeit?

Es waren Beamte, Handwerker, Bauern und Arbeiter. Viele von ihnen wußten nicht einmal, warum sie interniert worden waren. Die Russen hatten alle Personen, die nicht entlassen wurden, den deutschen Behörden zum weiteren Strafvollzug übergeben. Es lag klar auf der Hand: Die Methoden, die die „deutsche Justiz" durchführte, entsprachen genau der Praxis in den sowjetischen Untersuchungsgefängnissen. Die Waldheimer Prozesse waren die ersten Ruhmestaten der neuerstandenen „Deutschen Gerichtsbarkeit". Gewiß hat man hier und da auch ein schwarzes Schaf erwischt, das eben Pech hatte — aber die Mehrzahl der Verurteilten waren einfache Mitglieder der Nazipartei gewesen und hatten ebenfalls „Pech" gehabt.

Die Krönung der Waldheimer Prozesse war die Verkündung von 24 Todesurteilen, die in der Nacht vom 4. 11. 1950 von deutschen Volkspolizisten vollstreckt wurden. Ohne jedes Recht und Gesetz wurden 24 Menschen ermordet. Ich habe eine ganze Reihe dieser „Waldheimer" kennengelernt. Die Frauen wurden kahlgeschoren, nachdem man ihnen das „Urteil" verkündet hatte. Die Frau des ehemaligen Gauleiters Mutschmann wurde auf eine Weise schikaniert, daß man darüber nur mit dem Kopf schütteln konnte und sich fragte: Sind denn das noch Menschen, die so etwas befehlen?

Frau Mutschmann war trotz ihres Alters stets über die politischen Ereignisse informiert. Ihr Leben hatte man ihr nicht zerbrechen können trotz der

erwähnten Schikanen: Frau Mutschmann mußte in Waldheim Toiletten der VP-Angehörigen scheuern und schwere Kübel schleppen. Dieser Frau wurde sehr mitgespielt. Sie lebt heute in der Bundesrepublik.

Mitgefangene

Dagegen kamen wieder andere zu hohen Ehren. In Waldheim habe ich ehemalige Nationalsozialisten kennengelernt, die anmaßend und überheblich gegenüber den anderen politischen Gefangenen waren und für sich alle nur erdenklichen Vorteile zu erreichen suchten, selbst damit, daß sie die eigenen Kameradinnen denunzierten, wenn sie irgendwelche Äußerungen gegen das System machten.

Allerdings waren auch verschiedene unter diesen Frauen, von denen man ohne weiteres glauben konnte, daß sie aus Überzeugung und Idealismus bei der Sache gewesen waren. Ich denke dabei an Frau von Hoerner-Heinze, bekannt durch den Roman „Die große Kameradin".

Tante Suse hieß sie bei uns und war sehr beliebt. Ihr machte es nichts aus, für eine Mitgefangene eine Arreststrafe auf sich zu nehmen, wenn es erforderlich war.

Die Protze

In diesem Zusammenhang muß ich an ein Erlebnis denken, daß ich nie mehr vergessen werde. Es war nach der Zeit, als die ersten „Waldheimer" entlassen wurden. Darunter befand sich auch Tante Suse. Die Verhältnisse in Waldheim waren denkbar ungünstig und schlecht. Das Essen war, wie man zu sagen pflegt, zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Zucker gab es, solange wir denken konnten, nicht — nur im Kaffee. Eines Nachmittags hatten wir im Gemeinschaftsraum eine erregte Auseinandersetzung. Auf einmal erschien Protze in Begleitung des „Politkommissars". „Was ist hier los?" brüllte er. Die erregten Gemüter beruhigten sich und die Saalälteste trat vor. „Herr Kommandant", sagte sie mit hochrotem Kopf, „die Frauen sind wütend und verlangen endlich den Zucker in Natur zu bekommen, als ewig diesen süßen Kaffee, bei dem es ihnen schlecht wird."

„Sie haben gar nichts zu verlangen", brüllte Protze, „im Gegenteil, jetzt werden wir erst einmal strengere Maßnahmen durchführen! Lange genug habe ich jetzt Geduld aufgebracht und von weiteren verschärften Maßnahmen abgesehen, aber jetzt reicht es mir endgültig! Wo würden wir hinkommen, wenn wir hier in der DDR den westlichen Agenten noch die Möglichkeit geben würden, uns einzuwickeln!"

Wir warteten schweigend ab, was weiter geschehen würde. Protze war, das wußten wir alle, wegen seiner Gemeinheiten und Brutalitäten bekannt und gefürchtet. Er war zu allem fähig. Aber er schritt mit der Miene eines Siegers durch den Saal. Vor meiner Nachbarin blieb er stehen. „Was sind Sie von Beruf?" fragte er, ein gefährliches Funkeln in den Augen. „Studentin", antwortete die Gefangene ruhig. „Was haben Sie studiert?" fragte er weiter. „Philosophie", erwiderte sie. „Dann können Sie jetzt einmal Knastologie und Gitterkunde studieren, das ist interessanter", sagte Protze. Meine Nachbarin entgegnete: „Ich verlege mich lieber auf Zellenforschung, das ist zeitgemäßer." Verstohlen wandte ich mich um, ich sah nur grinsende Gesichter. Zu

einer weiteren Kameradin sagte Protze: „Was sind Sie von Beruf?" „Hausfrau", antwortete die Gefangene. „Was ist ihr Vater?" „Zahnarzt". „Diese verdammten Intellektuellen!" sagte Protze wütend, „haben in unserem Staat jeden Vorteil, und dann hetzen sie gegen uns." „Ich habe nicht gehetzt", wandte die Nachbarin bescheiden ein. „So, und was haben sie dann gemacht?" brüllte Protze jetzt los, „Sie wollen wohl gar noch behaupten, Sie sind unschuldig? Das gibt es bei uns nicht, merken Sie sich das!" Zur nächsten sagte er: „Nanu, Sie kenne ich doch! Haben wir uns nicht schon irgendwo einmal gesehen?" „Allerdings", erwiderte die Gefragte, „ich habe von dieser Zusammenkunft noch 200 Mark von Ihnen zu bekommen, die Sie mir für einen netten Abend versprochen hatten. Die wollen Sie wohl jetzt bezahlen?" Jetzt konnten wir uns nicht mehr beherrschen. Alles lachte. Protze verschwand so schnell er gekommen war. So hatte er endlich einmal jemanden gefunden, wo er keine Gemeinheiten anbringen konnte.

Unter seinen Schikanen hatten allerdings alle Gefangenen zu leiden. Die kleinsten „Verstöße" gegen die sogenannte Hausordnung wurden mit schweren Arreststrafen geahndet. Protze kannte keine menschlichen Gefühle.

Im „Jugendsaal"

Im Jahre 1953 wurde es für uns besser. Alle Jugendlichen bis 25 Jahre wurden in den sogenannten „Jugendsaal" verlegt. Da gab es Bettwäsche, ordentliche Strohsäcke, Unterhaltungsspiele und Bücher. Das Wachtpersonal war bis auf einige Ausnahmen außerordentlich höflich und behandelte uns, als wären wir Insassen eines Mädchenpensionates. Den Grund erfuhren wir bald: Ein neuer „Politkommissar" war eingetroffen. Bei diesem war wahrscheinlich die Nächstenliebe ausgebrochen. Anders konnten wir uns dieses unglaublich „menschliche" Verhalten nicht erklären. Dieser Herr erschien bei uns im Jugendsaal, unterhielt sich mit uns freundschaftlich, brachte uns Zeitungen und Illustrierte und sorgte dafür, daß wir zu Weihnachten eine Rundfunkübertragung hören konnten. Das erstemal in dieser Zeit wurden wir menschenmäßig behandelt. Allerdings muß bemerkt werden, daß für die übrigen Gefangenen eine Verbesserung ihrer Lage erst einige Monate später festzustellen war. Waldheim wurde erst dann erträglich, nachdem Protze an eine andere Anstalt versetzt worden war.

Interessante Unterhaltungen

Mit diesem Herrn Oberrat führte ich auch einige Male ganz interessante Unterhaltungen. Er fragte mich nämlich eines Tages, warum ich ins Gefängnis gekommen sei. Ich erzählte ihm, daß ich die gleiche sozialistische Einstellung hätte wie er, aber eine andere Auffassung vom Sozialismus, als er in diesem Staat durchgeführt wurde. Dies nahm er zum Anlaß, mich einige Male in sein Bürozimmer holen zu lassen. Mit ihm führte ich sinngemäß die gleichen Diskussionen wie mit den Vernehmungsoffizieren der Russen.

Einmal fragte er mich: „Sie sind also tatsächlich der Meinung, daß bei uns das Geldwesen grundlegend geändert werden müßte, wenn man einen Sozialismus so aufbauen will, daß er wegweisend sein kann?" „Selbstverständlich", antwortete ich ihm darauf. „Leider war es bisher so, daß die maßgebenden Parteiführer stets behaupteten, die Währungsfrage sei nicht das Primäre. In der Praxis hat sich aber bewiesen, daß gerade eine Neuordnung des Geldwesens in dem Sinne, wie es Gesell vorschlägt, zu einer

grundlegenden Änderung der ganzen Wirtschaft führen muß und den Sozialismus überzeugend demonstriert. Man kann doch einen Sozialismus nicht nur dogmatisch auffassen, sondern muß alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, die zu einer Verwirklichung führen." „Das kann schon stimmen", entgegnete er, „aber eigenartigerweise habe ich noch in keinem Schulungskursus unserer Partei erlebt, daß die Funktionäre auf dieses Problem näher eingegangen wären. Im Gegenteil, sogar Walter Ulbricht hat erklärt, daß die Währungsfrage ein heißes Eisen sei, aber nicht unbedingt beim Aufbau des Sozialismus in der DDR eine Rolle spielen würde." „Das glaube ich gern, daß Ulbricht das gesagt hat. Er weiß wahrscheinlich auch nur, daß Geld Zinsen bringt, wenn er es auf der Sparkasse hat. Daß aber gerade dieses Geld die Kardinalfrage beim Aufbau des Staates ist, übersieht er. Aber er weiß genau so gut wie Sie und ich, daß das Geld der DDR gegenüber den kapitalistischen Ländern keinerlei Wert hat. Aus dem einfachen Grunde: Man kann hier für das Geld nichts kaufen, weil keine Deckung vorhanden ist. In Westberlin wird das Geld der Deutschen Notenbank im Verhältnis 1:4 umgetauscht. Das beweist, daß die DDR gewaltige Anstrengungen machen muß, um mit den ausländischen Staaten konkurieren zu können. Warum es in der DDR nicht genügend Waren gibt, weiß Herr Ulbricht genau so gut wie Sie und ich, nämlich deshalb, weil die staatlich gelenkte Planwirtschaft gar nicht fähig ist, den Waren- und Geldumlauf kontinuierlich zu gestalten." „Ihr Vorwurf gegen die Planwirtschaft ist aber unberechtigt", wandte er ein. „Gerade die Planwirtschaft ist doch die wichtigste Voraussetzung des sozialistischen Aufbaus. Es ist doch klar, daß natürlich nicht von heute auf morgen eine Besserung eintreten kann. Wir müssen ja auch erst umlernen. Aber die Zukunft wird die Richtigkeit unserer Auffassung schon noch bestätigen." Es klang nicht sehr glaubhaft, was er da sagte. Daraufhin zitierte ich das berühmte, bereits erwähnte Zitat aus dem Anti-Dühring. Daraufhin sagte er gar nichts mehr. Seit diesem Gespräch war er zurückhaltend und unterhielt sich mit mir nicht mehr über Politik. Aber eines Tages war er verschwunden. Unter uns tauchte das Gerücht auf, er sei nach dem Westen geflüchtet.

Die „Schwarze"

Eine der bekanntesten Typen des Waldheimer Wachtpersonals war „die Schwarze", mit vollem Namen Herta Seidel. Wenn ihr bekanntes Sächsisch ertönte, verhielt sich alles möglichst unauffällig, um nicht mit ihr in Konflikt zu kommen. Die Seidel war eine treue Schülerin Protzes, sie schikanierte die Gefangenen, wo sie konnte. Wenn die Pakete von den Angehörigen eintrafen und die Schwarze beim Auspacken dabei war, wurde der Inhalt, soweit möglich, in kurze und kleine Stücke zerschnitten. Einmal war in einem Paket eine Kokosnuß. Die Schwarze betrachtete die ihr unbekannte Frucht äußerst mißtrauisch. „Sie wissen doch, daß es verboden is, Dexdiljen schicken zu lassen!" sagte sie dann.

Einige Häftlinge zählten zu ihren besonderen „Lieblingen". Diese zeichnete sie bei jeder Gelegenheit aus. Einmal geschah folgendes: Im Zellenhaus war man beim Essenausgeben. Die Kalfaktoren schleppten die Essenkübel von Zelle zu Zelle, Marjellchen, eine ältere Wachtmeisterin und die Schwarze schlossen.

In Zelle 35 lagen einige Häftlinge, die die Schwarze besonders ins Herz geschlossen hatte. Darunter waren zwei ehemalige KZ-Aufseherinnen. Die eine von beiden war besonders „beliebt" wegen ihrer passenden Antworten, die sie der Schwarzen bei jeder Gelegenheit gab. An diesem Mittag war sie wieder besonders gut aufgelegt und sagte zu den anderen Zelleninsassen:

„Wenn die Schwarze heute mittag kommt, spiele ich ihr mal einen Streich!" Als das Mittagessen verteilt wurde, war „Marjellchen" an der Tür. Ilse stellte ihren Fuß zwischen die Tür und sagte zu Marjellchen: „Warten Sie gefälligst, bis ich mein Bein wieder raus habe!" Marjellchen: „Werden Sie nicht frech, Meyer, und gehn Sie rein, sonst passiert was!" Ilse: „Unverschämtheit, einen hier dauernd anzupöbeln!" Von dem Lärm angelockt, kam die Schwarze hinzu. „Was isn hier los?" sagte sie in ihrem bekannten sächsischen Dialekt. Ilse: „Die Wachtmeisterin hätte mir beinahe das Bein eingeklemmt!" Die Schwarze: „Meyer, wie stehen Sie eigentlich da? Was ist das für eine Haltung? Hände in den Hosentaschen, so was will ich nicht noch einmal sehen!" Ilse: „Soll ich vielleicht so dastehen?" Sie legte die Hände an die Hosennaht, wie ein alter Militarist. „Nee", sagte darauf die Schwarze, „Militärisch wollen mer nich! Bloß keene Dendenzen!" Bums, war die Tür zu. Alles lachte über die „Dendenzen", diesen Ausdruck hatte die Seidel wahrscheinlich in irgendeiner Schulung gehört und wollte ihn nun nutzbringend anwenden.

Diese Episode machte unter allen Waldheimern im Nu die Runde. Wenn irgendwelche Meinungsverschiedenheiten entstanden, hieß es in Zukunft nur noch: „Militärisch wolln mer nich. Bloß keene Dendenzen!" Eine weitere Episode: Es war am Vorabend der Adenauer-Wahl in der Bundesrepublik. Die Frauen waren vom „Rundgang" zurückgekommen und standen im Treppenhaus. Die Schwarze erschien. Siegessicher sagte sie: „Morchen brichts zusamm, da werd der Adenauer geschterzt!" Am nächsten Morgen fragte eine Kameradin: „Na, was ist nun, Frau Hauptwachtmeisterin, ist denn nun der Adenauer gestürzt?" Die Schwarze: „Ich weeß o nich, mei Radcho is seid gesdern aamd kaputt!" Da waren wir nun genauestens über den Ausgang der Wahl informiert.

Die ersten Zeitungen

Als es in Waldheim die ersten Zeitungen gab, herrschte große Aufregung. Seit Jahren konnten wir uns nur durch „Parolen" über das Weltgeschehen informieren, und so wurden natürlich die Zeitungen sehr eingehend und aufmerksam studiert. Besondere Nachrichten, die die Gefangenen nicht sehen und erfahren sollten, wurden einfach aus den Zeitungen herausgeschnitten. Nun sahen wir in Waldheim eines Tages den Film „Ernst Thälmann, Sohn seiner Klasse". Da kommt unter anderem folgende Szene vor: Thälmann bekommt von dem Wachtmeister die Zeitung. Die wichtigsten Nachrichten sind herausgeschnitten. Thälmann zum Wachtmeister: „Es steht wohl sehr schlecht draußen, Herr Wachtmeister?" Wenn nun besonders große „Scherenschnitte" in den Zeitungen waren, hieß es unter uns: „Das muß aber draußen schlecht stehen!"

Der 17. Juni

Den 17. Juni 1953 verbrachten wir in ziemlicher Aufregung. Trotz aller Bemühungen des Wachtpersonals, nichts über den Aufstand unter die Gefangenen dringen zu lassen, sickerten bald die unmöglichsten Gerüchte von Zelle zu Zelle, von Block zu Block.

Wir hörten, die Bevölkerung habe sich vor dem Zuchthaustor versammelt und verlange die Freilassung der politischen Gefangenen. Ein großes Aufgebot von Polizisten wurde in der Verwaltung einquartiert, auf allen Gebäuden standen die Uniformierten. Die Wachen in den Starkästen wurden verdoppelt. Die Wachtmeisterinnen rannten wie eine Herde aufgescheuchter

Hühner durcheinander. Einige Voreilige unter den Gefangenen packten schon die Sachen, um schnell draußen zu sein. Von weitem hörten wir in den Abendstunden Motorengeräusch von sehr schweren Fahrzeugen. „Russische Panzer", sagte jemand. „Das heißt, daß für uns der Aufstand zu Ende ist. Ihr werdet sehen, es bleibt alles beim alten." „Woraus schließt Du das?" wandte ich mich zu der Sprecherin. „Du bist doch eine überzeugte Kommunistin, wie Du immer sagst. Du müßtest doch der Meinung sein, durch den Aufstand wird sich vieles für die Arbeiter verbessern?" — „Vielleicht", antwortete sie, „verbessern insofern, daß man tatsächlich die Arbeitsnormen heruntersetzt, um sie an anderer Stelle zu erhöhen. Ich kenne doch die Genossen. Sie werden jetzt einen Grund finden, um wieder einige tausend Bürger als „Rädelsführer" zu bezeichnen und sie hinter Zuchthausmauern bringen. Oh, wie ich diese Verbrecher hasse!" „Das verstehe ich nicht", erwiderte ich. „Du müßtest doch gerade überzeugt sein, daß hier der richtige Sozialismus aufgebaut wird. Warum bist Du eigentlich verhaftet worden?" — „Ich will es Dir sagen", entgegnete sie mir, „mit Dir kann man sich wenigstens vernünftig unterhalten. Jawohl, ich weiß, warum ich sitze. Das gibt mir die Kraft, es zu ertragen, obwohl es bitter ist, denn ich habe wirklich einmal geglaubt, diese Genossen würden den Sozialismus verwirklichen, wie ihn unsere alten Genossen wollten. Leider ist genau das Gegenteil eingetreten. Ich bin Kommunistin, auch heute noch, obgleich ich im Zuchthaus sitze und wegen antisowjetischer Propaganda zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt worden bin. Diese Regierung, die wir hier haben, das sind keine Kommunisten, sondern gefährliche Verbrecher. Weil ich gewagt habe, das auf einer Parteiversammlung zu äußern, hat mich einer von diesen „Genossen" dem SSD ausgeliefert und ich wurde dann als eine gefährliche Gegnerin den Russen ausgeliefert." — „Aber ich denke, die Russen haben nicht mehr in Bezug auf die inneren Angelegenheiten der Zone zu bestimmen?" wandte ich ein. „Als diese sogenannte „DDR" gegründet wurde, sagte doch kein geringerer als Stalin, die DDR bestimme in allen Angelegenheiten selbständig und habe auch damit eine selbständige Gerichtsbarkeit." — „Mein Gott, glaubst Du das tatsächlich? So naiv bist Du doch sonst nicht! Die Genossen aus Moskau halten doch noch immer ihre schützende Hand über diesen Zwergstaat. Der oberste Gartenzwerg, nämlich Ulbricht, kann doch gar nicht selbständig denken, geschweige denn handeln. Du weißt vielleicht gar nicht, daß „Besondere Fälle" noch immer den sowjetischen Behörden zur Aburteilung übergeben werden, und daß noch heute Menschen wegen angeblicher Spionage nach Rußland gebracht werden, obwohl eine deutsche Gerichtsbarkeit in diesem Staat besteht!"

Gefährliche Diskussionen

Ich war nachdenklich geworden. „Du kannst schon recht haben", sagte ich, „aber wie soll denn nun nach Deiner Meinung der „richtige" Sozialismus" aussehen? Ich kann mir nämlich gar nicht denken, daß er jemals anders sein wird, solange nämlich an den alten Theorien festgehalten wird. Wenn man einen Sozialismus der Zukunft aufbauen will, muß man vor allem an eine Umstellung unseres heutigen Geldwesens gehen. Davor haben aber alle Parteiführer und Funktionäre einen Heidenrespekt." Nun begann eine jener Debatten, die sich bis in die halbe Nacht hinein fortsetzten. Lektionen über Marxismus und freien Sozialismus wechselten in lebhafter Rede und Gegenrede. Leider hatten wir nicht daran gedacht, daß Wände und Türen Ohren haben und das Wachtpersonal mithören konnte, was in den Zellen gesprochen wurde.

An diesem Abend wurde ich von einer Wachtmeisterin herausgerufen. „Sie hatten da eine interessante Unterhaltung", sagte sie, „ich habe alles mitangehört. Das ist ja interessant, was Sie da von einem freien Sozialismus sagten. Ich habe auch schon mal was davon gehört. Auf unseren Schulungen hören wir so etwas natürlich nicht. Wenn ich mal Zeit habe, würde ich mich gern einmal mit Ihnen darüber ausführlich unterhalten!" Ich war fassungslos. Ich hatte zumindest eine Anzeige erwartet, die mich in den Bunker bringen konnte, aber auf eine derartige Reaktion war ich nicht gefaßt. Ich erzählte meinen anderen Kameradinnen davon und diese sagten: „Wenn alle von den Wachtmeisterinnen so vernünftig denken würden, ginge es den Gefangenen besser."

Leider ist aus einer Fortsetzung dieser Unterhaltung nichts geworden. Die Wachtmeisterin hatte wohl Angst. Später erfuhren wir, sie sei wegen Gefangenenbegünstigung verhaftet worden.

So war es immer: War wirklich von dem Wachtpersonal jemand anständig und human, wurde bald für dessen Ablösung gesorgt. Viele von ihnen wurden verhaftet, andere wieder aus dem Dienst entlassen. Auch unter dem männlichen Wachtpersonal gab es einige Polizisten, die sich zu den Gefangenen anständig verhielten.

Waldheim war im großen und ganzen gesehen eine „Musteranstalt" geworden, wenigstens was die Behandlung der dort inhaftierten Frauen betraf.

Ärztliche Betreuung

In diesem Zusammenhang möchte ich auch einiges zur ärztlichen Betreuung sagen. Im allgemeinen ist dazu zu bemerken, daß sie in Waldheim besser war als anderswo. Hier gab es einen Facharzt für innere Krankheiten, für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, für Frauenkrankheiten, für Lungentuberkulose, Nierenleiden u. ä. Zur Tuberkulose ist zu sagen, daß diese in den Zuchthäusern der Zone in einer großen Anzahl auftrat. Im Krankenhaus, das zum Zuchthaus gehörte, war eine ganze Abteilung von einigen 50 Betten für die „offenen Fälle", sowie eine mit hundertfünfzig Betten für „inaktive Prozesse". Die TBC-Kranken bekamen eine bessere Verpflegung. Es wurden auch Kuren mit den neuentwickelten Präparaten durchgeführt.

Es erweckte also durchaus den Anschein, als sei die Zuchthausverwaltung bemüht, die „Sorge um den Menschen" auch hier zum obersten Gesetz zu machen. Das war aber bloß zum Schein so. In Wirklichkeit wurden die Krankheiten nur gefördert, denn es genügt ja nicht, wenn man die ausgebrochenen Krankheitsfälle bekämpft, sondern man hätte eine größere Bereitschaft bewiesen, wenn man die Lebensbedingungen der Häftlinge so verbessert hätte, daß die TBC auf ein Minimum herabgemindert wurde. Es gab nicht nur Fälle von Lungentuberkulose, sondern in noch größerem Maße Darm-TBC und Drüsen-TBC.

Ich selbst kann sagen, daß ich in Waldheim durch die dortigen Ärzte, die auch Gefangene waren, immer anständig behandelt wurde. Ich war damals an einem schweren Herzleiden erkrankt und bekam alle möglichen Medikamente. Als ich mir durch die dauernde Kälte eine schwere Gallenblasenentzündung holte, erhielt ich im dortigen Lazarett die beste Pflege, die man sich denken kann. Allerdings habe ich ein chronisches Gallenleiden zurückbehalten und mußte von dieser Zeit an von einer strengen Diätkost leben, die mir auch anstandslos zugestanden wurde.

Wieder in Hoheneck

Als im Jahre 1954 die meisten Gefangenen entlassen wurden, kamen alle Frauen aus Waldheim wieder nach Hoheneck zurück. Auch ich war mit darunter. In den Zeitungen hatte man geschrieben: „Alle Gefangenen, die nicht unter die Amnestie fallen, sind noch nicht fähig, Mitglieder der großen Gemeinschaft der DDR-Bürger zu sein." Das war uns naturgemäß in die Nase gefahren, zumal wir erfahren hatten, daß in vielen Fällen die Hauptangeklagten freigelassen wurden, während die kleinen Mitläufer noch immer hinter Zuchthausmauern bleiben mußten.

Daraus kann man leicht ersehen, daß der berühmte „Papagei", der das Los der Glücklichen zog, nicht genug geschult worden war und doch die Russen noch immer die Hand über die SMT-Verurteilten hielten.

Wir wurden alle nach dem berühmten Hoheneck bei Stollberg im Erzgebirge gebracht. Dort hatte man einen hochmodernen Sklavenbetrieb in Form einer Schneiderei eingerichtet, in dem nun die Häftlinge ihren letzten „Schliff" erhalten sollten.

Das war also im Jahre 1954. Wir kamen in Hoheneck an, wie Schwerverbrecher. Man hatte uns, mit Handschellen versehen, in den „Grünen Minnas" nach dort gebracht.

Arbeit im Zuchthaus

Gleich am nächsten Tag wurden wir in den Zuchthausbetrieb eingegliedert. Wer nicht schneidereitauglich war, wurde zu anderen Arbeitskommandos versetzt. Da gab es auch eine sogenannte Stoffputzerei. Hier wurde für eine Meeraner Weberei die Ware „verkaufsfertig" gemacht. Die Stoffe mußten geputzt, d. h. Nähstellen, Webfehler und anderes ausgebessert werden. Die Arbeit wurde im „Stundenlohn" bezahlt. Von dem Verdienst wurden den Häftlingen 10 % als Reinverdienst zur Verfügung gestellt, d. h. dafür konnte man sich in dem eingerichteten HO-Laden Lebensmittel kaufen. Die Pakete von den Angehörigen wurden verboten. Als fadenscheinige Begründung führte man an, „die Verpflegung der Gefangenen sei so verbessert worden, daß die Pakete nicht mehr nötig seien." Wir waren nun in Zukunft auf den HO-Einkauf angewiesen, wenn wir satt werden wollten. Allerdings — Mittagessen und trockenes Brot gab es, soviel man wollte, aber das allein erhält ja auch keine Arbeitskraft.

Die Schneiderei arbeitete in 3 Schichten. Da wurden Berufsmäntel und Schlafanzüge sowie Bettwäsche für den „VEB Plauener Damenkonfektion" genäht. Dieser Betrieb wurde aber durch einen anderen ersetzt, durch den „VEB Wäschekonfektion Planet Eppendorf/Sa.". Wir waren da das Werk V. Die Meeraner Weberei gab im Sommer das Jahres 1954 ebenfalls die Arbeiten an die Gefangenen nicht mehr aus, alles, was konnte und dazu fähig war, wurde in die Schneiderei geschickt. Das eine Gute war dabei, daß ich eine ordentliche Ausbildungszeit als Näherin machte und die „Gesellenprüfung" ablegen mußte. Diese bestand im Fertigstellen von 4 Musterkitteln. Seit dieser Zeit war ich fast laufend in der Schneiderei beschäftigt. Meine Norm habe ich nur ein einziges Mal geschafft. Sonst lagen meine Leistungen aus Prinzip immer bei 60 %. Die Bezahlung erfolgte nach „Leistung". Die Antreiberei war hervorragend organisiert. Es gab „Produktionsberatungen", „Wettbewerbe" und ähnliche leistungssteigernde Antriebsmittel. Wer seine Norm mit 120 % schaffte, bekam einen Sonderbrief, auch Sonderbesuchsscheine.

Eine „Ärztin"

In diesem Zusammenhang möchte ich bemerken, daß die ärztliche Betreuung in Hoheneck unter aller Kritik war. Die Gefangenenärztin war eine Frau Dr. Gerhard. Diese Gerhard war verhaftet worden, weil sie während der Kampfhandlungen um die Festung Breslau den damaligen Arzt Dr. Heise denunzierte, der abfällige Bemerkungen über das Hitler-System gemacht hatte. Dr. H. wurde verhaftet und „auf der Flucht" erschossen. Die Gerhard wird in dem Buch „Die letzte Bastion" von Maria Langner sehr treffend charakterisiert. Sie war in der Tat eine Bestie, zu allem fähig. Ich litt damals (im Frühjahr 1954) an einer chronischen Toncilitis. Es war so schlimm, daß ich kein Brot mehr essen konnte. Nun sollte ich ins Haftkrankenhaus Meusdorf bei Leipzig gebracht werden. Die G. übte eine derartige Macht aus, daß sie das so lange verhindern konnte, bis die Anstaltsleiterin von Hoheneck eingriff. Allerdings wurden solche Ärztinnen von der VP gefördert. Das konnte man ja gebrauchen, Menschen, die keines Mitgefühls fähig waren. Die Gerhard ist auch nicht in die Bundesrepublik gekommen, sondern ist als Betriebsärztin in einem VEB-Betrieb der Sowjetzone tätig.

Zu 8 Jahren „begnadigt"

Im September 1954 erlebten wir noch einmal eine feierliche Amtshandlung. Wir wurden in die Gefängniskirche geführt, wo uns verkündet wurde, daß unsere Strafen dem deutschen Strafmaß angeglichen würden. Die meisten der Strafen wurden auf 5, 6, 7 und 8 Jahre herabgesetzt, die Spionagefälle kamen auf das nach deutschem Gesetz vorgesehene Höchstmaß, nämlich auf 12 Jahre Zuchthaus. Als die Amtshandlung vorüber war, sagte ich zu meiner Nachbarin: „Na, Gott sei Dank, jetzt kann ich wenigstens in 4 Jahren nach Hause, das ist auch was wert!" „Schade", erwiderte diese in dem gleichen Tonfall, „da müssen wir ja den Platz im Altersheim abbestellen!"

Eines Tages wurde ich in die Verwaltung gerufen. Man führte mich einem höheren Polizeioffizier vor, der zu mir sagte: „Haben Sie jetzt wenigstens eingesehen, daß ihre Einstellung verkehrt war?" „Nein", sagte ich darauf, „im Gegenteil, denn durch die ganzen Jahre meiner Haftzeit habe ich immer wieder feststellen können, daß alles so gekommen ist, wie ich es voraussah."

„Dann werden Sie auch nicht damit rechnen können, daß Sie einmal entlassen werden", sagte der Polizeioffizier zu mir. „Die DDR muß auf sehr schwachen Füßen stehen", wagte ich einzuwenden, „wenn sie Angst vor der Wahrheit hat."

Ich wurde wieder in die Gemeinschaft zurückgebracht. Seit dieser Zeit hörte ich nie wieder etwas von den Herrschaften. Aber die Parolen von Entlassungen blieben. Hartnäckig hielten sie sich am Leben, allen gegenteiligen Berichten und Gerüchten zum Trotz.

Tag für Tag arbeiteten wir in der Schneiderei, immer im Wechsel von drei Schichten. Das ganze Gefängnis wurde umgestülpt, ab und zu waren ein paar Entlassungen, Verlegungen wurden durchgeführt, und dann waren die neuen Gemeinschaftsunterkünfte in Hoheneck fertiggestellt worden. Es gab helle, saubere Gemeinschaftsräume, je 20 Gefangene kamen in eine Gemeinschaft, es gab ordentliche, saubere Waschbecken mit fließendem Wasser, und die bisher üblichen Kübel verschwanden endgültig. Es wurde

allmählich zum Aushalten in Hoheneck! Das Allerschönste, was einem Häftling passieren konnte, geschah auch: Die obligatorische Gefangenenkleidung — graue Jacken und Hosen mit grünen Streifen — verschwand! Wir bekamen eine Art dunkelblauer Kostüme, allerdings mit gelben Zebrastreifen, ordentliche Unterwäsche anstatt der üblichen Unterhosen und Schlosserhemden, die nur noch zum Teil zur Arbeit und zur Nacht getragen wurden! Das erstemal nach so vielen Jahren zogen wir wieder einmal seidene Strümpfe an und gingen mit ordentlichen Schuhen! Zu den Kostümen erhielten wir für Sonntags tadellos gestärkte hellblaue Hemdblusen.

Das kulturelle Leben verbesserte sich ebenfalls schlagartig. Die schönsten Filme aus Westdeutschland wurden uns gezeigt, z. B. „Das Haus des Lebens", „Weiße Korridore", „Vogelhändler" und andere. Wir lebten richtiggehend auf. Von der Anstaltsleitung wurde uns erklärt: „Diese Verbesserungen haben Sie den Leistungen zu verdanken, die Sie in der Schneiderei erzielt haben." Sonntags durften wir bei schönem Wetter den ganzen Tag im Freien zubringen, da wurden dann Volleyballspiele ausgetragen und ähnliches. Wie gesagt, wir dachten wirklich alle, daß bei der VP die Menschenliebe ausgebrochen war. Das Wachtpersonal behandelte uns mit ausgesuchter Höflichkeit. Die Verpflegung wurde auch besser — es gab sogar Obst! Wir dachten alle, das kann doch nur mit Entlassungen zusammenhängen. Und so war es dann auch.

Entlassen!

Die ersten Aufrufe erfolgten eines Tages, als wir müde und kaputt von der Nachtschicht gekommen waren. Einige von uns wurden in die Wachtstube geführt und nach der Heimatanschrift gefragt. Darunter war auch ich. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Wir hockten zusammen und schwärmten von der Freiheit, die wir uns gar nicht mehr vorstellen konnten. Aber es sollten noch zwei lange Tage vergehen, bevor es endlich so weit war!

Wir hatten noch einen ganzen Tag bzw. Nachmittag in der Schneiderei gearbeitet, als es endlich losging. Wir konnten unser Glück kaum fassen. „Packen Sie bitte Ihre Sachen!" In der „Abgangszelle" herrschte ein großes Durcheinander. An Schlafen war nicht zu denken. Wir saßen auf den Betten und unterhielten uns über alles mögliche. Fast ein Drittel der Frauen wurde in die Bundesrepublik entlassen. Als endlich alle Formalitäten erledigt waren und ich das wichtigste Dokument in der Hand hielt — den Entlassungsschein — fiel naturgemäß auch ein Wermutstropfen in den Freudenbecher — ich mußte in der DDR bleiben. Man hatte mir noch einen Schein ausgehändigt, auf dem stand: „Die Dauer der Bewährungsfrist beträgt 2 Jahre. — Die Festigung der Arbeiter- und Bauernmacht gestattet, den Verurteilten von der weiteren Verbüßung der Strafe zu befreien."

Trotzdem war ich glücklich, daß ich die 8 Jahre Haft überstanden hatte. Ich hatte das erstemal nach 8 Jahren wieder Geld in der Hand und konnte mir kaufen, was ich wollte! Das erstemal nach 8 Jahren brauchte mich kein Zählappell zu interessieren, ich brauchte mir keine Sorgen um die Arbeit zu machen. Vor allem — ich war endlich frei. Auf dem Postamt in Stollberg traf ich die Küchenwachtmeisterin. „Nanu", sagte sie freundlich zu mir, „Sie sind entlassen worden? Das freut mich für Sie."

Ich glaube, mir muß damals jeder Mensch angesehen haben, wo ich herkam. Das blasse Gesicht, die ungepflegten Haare, der Pappkarton in der Hand mit den paar Habseligkeiten — das mußte doch auffallen. Im Bahnhofsrestaurant drückte ich mich möglichst unauffällig in eine Ecke — ich hatte ja noch einige Stunden Zeit bis zur Abfahrt des Zuges. Die freundliche Wirtin brachte mir gleich ohne besondere Aufforderung eine Tasse Kaffee.

Vorsicht, Spitzel!

Mit einem Male ließ sich an meinem Tisch ein Herr nieder. Nachdem er mich einer eingehenden Musterung unterzogen hatte, sagte er zu mir: „Sie kommen wohl von der Burg da oben?" Ich antwortete nichts. „Vor mir brauchen Sie keine Angst zu haben, ich bin keiner von denen. Mich würde aber einiges über das Leben da oben interessieren." Ich sagte: „Können Sie schweigen?" Der andere wurde lebendig. „Selbstverständlich", antwortete er,

„wie ein Grab." „Ich auch", entgegnete ich ruhig. Er vergaß vor Verblüffung weitere Fragen, doch dann fing er wieder an: „Wo wollen Sie denn hinfahren? Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein?" „Das wissen Sie sicher besser als ich, wo ich hin will", sagte ich sehr deutlich. „Aber ich möchte Sie bitten, mich nicht weiter zu belästigen, solche Leute wie Sie kennt man sehr leicht heraus." Damit stand ich auf und setzte mich an einen anderen Tisch. Der Herr ließ mich nicht aus den Augen.

Ein Ehepaar am Nebentisch hatte die ganze Unterhaltung mit angehört. Der Mann stand auf, ging zur Theke, und dann lag auf einmal vor mir eine Tafel Schokolade. „Der Kerl ist ein Spitzel", sagte er und ging wieder. Ich hatte mir etwas ähnliches gedacht, aber gleich gemerkt, was los war. Zum Glück war meine Wartezeit um — ich ging auf den Bahnsteig. Der aufdringliche Mensch stand auf einmal wieder neben mir. „Ich werde mich nach Ihnen erkundigen", sagte er und musterte mich noch einmal. „Wenn sie mich nicht in Ruhe lassen, hole ich die Bahnpolizei", sagte ich entschlossen. Darauf zog er es vor, zu verschwinden.

Heimfahrt

Der Zug kam. Ein einziges Mal mußte ich umsteigen, dann konnte ich bis zu meiner Heimatstadt sitzen bleiben. Allerlei Gedanken bewegten mich. Ob das Telegramm zur Zeit angekommen war? Ob alles noch in Ordnung war zu Hause? Wie würde es sein? Zwei Stationen vor meiner Heimatstadt wurde es lebendig im Abteil. Bekannte Gesichter tauchten auf, aber anzusprechen wagte mich keiner, sie glaubten wohl, daß ich es wahrscheinlich nicht sein könnte.

Ein älterer Herr hatte mich die ganze Zeit unauffällig gemustert. Immer und immer wieder betrachtete er meinen Pappkarton, der im Gepäcknetz lag und dann wieder mich. Schließlich fragte er: „Sie waren wohl längere Zeit in einem Krankenhaus?" „Ja", entgegnete ich, „8 Jahre." „Wie bitte?" Der Herr glaubte, sich verhört zu haben. „Ja, 8 Jahre. Es war ein Sanatorium", entgegnete ich ihm, „da hatten die Fenster Gitter und die Türen keine Klinken." „In Hoheneck?" Der Alte wurde lebendig: „Ich will nicht aufdringlich sein, aber meine Nichte ist noch da. Sie wurde von den Russen verurteilt. Wissen Sie, sie hat 25 Jahre bekommen. Vielleicht kennen Sie sie?" Ich schwieg, wußte ich denn, ob der Alte nicht ebenfalls ein Spitzel war? Der Herr schien meine Gedanken erraten zu haben. „Ich bin kein Spitzel", sagte er, „ich kann aber kaum erwarten, daß Sie mir das glauben, wo Sie sicher viele Menschen von dieser Sorte kennengelernt haben. Ich frage deshalb, weil ich gestern noch in Hoheneck meine Nichte besucht habe. Sie arbeitet dort in der Schneiderei!" Natürlich kannte ich die Genannte. Sie hatte mit mir in einer Gemeinschaft gelegen. Aber ich schwieg trotzdem. Besser war besser — es konnten auch andere Leute im Abteil zuhören.

Nun war es nur noch eine Station bis nach Hause. Aufgeregt stand ich an der Tür — und alles war so, wie ich es mir immer vorgestellt hatte! Meine Eltern und andere Angehörige hatten mich am Bahnhof in Empfang genommen. Es gibt nichts Schöneres, als eine Heimkehr nach so langer Zeit.

Wieder zu Hause

Die ersten Tage nach der Entlassung vergingen mir wie im Fluge. Die Besucher gaben einander die Hand, jeder wollte etwas wissen. Aber ich ließ

mich gar nicht erst sehen. Ich konnte dem Ansturm noch nicht standhalten! Als ich dann das erstemal durch die Straßen meiner Heimatstadt ging, war mir richtig feierlich zumute!

Nach meiner Entlassung aus Hoheneck lebte ich ruhig in meiner Heimat, der Spitzel tauchte ab und zu einmal auf — um mich zu beobachten. Als er wieder einmal bei uns anrief, um mich zu einer Verabredung zu beschwatzen, sagte meine Schwester: „Bemühen Sie sich nur nicht weiter — die ist nach dem Westen geflüchtet." Von diesem Tag an hatte ich Ruhe.

Im „volkseigenen" Betrieb

Dann wurde ich nach einer längeren Krankheit wieder in den Arbeitsprozeß eingereiht. Zuerst habe ich in einem VEB-Betrieb in der SBZ als Schreibhilfe gearbeitet, dann später in einem Handelsbetrieb. Wenn man nun die Zeit nach der Entlassung noch einmal vor sich sieht, dann könnte man unwillkürlich auf den Gedanken kommen, es sei nur alles ein wüster Traum gewesen. Das politische System der Zone hatte sich ganz genau so entwickelt, wie wir es immer wieder vorausgesehen hatten — es war eine kleine Sowjetrepublik geworden. Die Menschen sahen und hörten nichts anderes mehr als die SED-Propaganda. In den Betrieben gaben sich die Herren Funktionäre die größte Mühe, die Arbeiter „umzuschulen". Aber besonders begeistert wurden diese Versuche von dem größten Teil der Bevölkerung nicht aufgenommen.

Viele blieben reserviert. In meinem Betrieb fanden jeden Sonnabend „staatspolitische Unterrichtsstunden" während der Arbeitszeit statt. Das Thema war jedesmal „aktuell" und zeitgemäß. Eine „Zeitungsschau" wurde folgendermaßen durchgeführt: Als Grundlage dienten das „Neue Deutschland" und die SED-Bezirkszeitung. Dann wurde genau das vorgelesen, was in den „Rahmen" der Thematik paßte. die Stellungnahme der „Prawda" oder irgendeiner anderen russischen Zeitung, und das, was der „Genosse Ulbricht" zu sagen pflegte. Unser Vortragender hatte wenigstens noch Humor bei der Sache. Er sagte zum Schluß sehr überzeugend: „Leider habe ich die Stellungnahme der kapitalistischen Zeitungen nicht vorliegen, aber ich glaube, die ist auch nicht unbedingt erforderlich. Das „Neue Deutschland" klärt uns ja genügend über die Gefahren auf, die von Westdeutschland kommen, da brauche ich nichts mehr dazu zu sagen." Schmunzelnd gingen wir dann jedesmal an die Arbeit.

Mir wurde während dieser Zeit das Leben nicht gerade leicht gemacht. So sollte ich zum Beispiel der kommunistischen Organisation „Deutsch-Sowjetische Freundschaft" beitreten. Ich lehnte dies kategorisch ab. Auf die Frage nach dem Warum entgegnete ich dem Sekretär der Betriebsgruppe: „Ich habe diesen Freunden 8 Jahre Zuchthaus zu verdanken und nun verlangen Sie von mir noch, daß ich für diese ‚Freundschaft' noch bezahlen soll?"

Daraufhin ließ man mich in Ruhe. Bald merkte ich, daß ich wieder beobachtet wurde.

Weg in die Freiheit

Während meines Urlaubs, den ich in Brandenburg verleben wollte, war ich vorher über Westberlin gefahren und hatte meine dort lebenden Verwandten besucht. In Brandenburg wurde ich gleich am nächsten Tag von Angehörigen des sowjetzonalen SSD verhört. Man hatte mir meinen Besuch in Westberlin

vorgeworfen und von mir eine schriftliche Versicherung verlangt, Westberlin nicht mehr zu betreten. Außerdem machte der SSD noch einen Vermerk in meinen Personalausweis, der wahrscheinlich für einen Kontrollpunkt bestimmt war. Am gleichen Abend flüchtete ich noch Hals über Kopf nach Westberlin und meldete mich am darauffolgenden Tage bei den Notaufnahmebehörden.

Seit dieser Zeit lebe ich nun in der Bundesrepublik und brauche nicht mehr zu befürchten, noch einmal das gleiche zu erleben, was ich gerade erst hinter mir hatte.